

# ALTETRUSKISCHE BAUKUNST

VON  
GEORG KARO

## I

Seit einem Jahrhundert ist das Bild der Etrusker in der Meinung von Gelehrten und Künstlern wechselvollen Strömungen unterworfen. Auf die überschwängliche Bewunderung der „Etruskomanen“ folgte, die ganze zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts beherrschend, eine von den großen Namen Niebuhrs und Mommsens geführte geringschätzig Abkehr von dem rätselhaften, aber minderwertigen Barbarenvolke, das aus unbekanntem Fernen über die Alpen nach Italien eingewandert sein sollte. Mochten immerhin die Griechen Unteritaliens den Etruskern ein gewisses Maß von Bildung vermittelt haben: eine irgendwie selbständige, wertvolle Kultur wurde ihnen abgesprochen, selbst für die Zeit ihrer höchsten politischen Machtentfaltung, im sechsten und fünften Jahrhundert vor Chr., als sie Italien vom Po bis zum Sarno beherrschten. Daß sie damals selbst Rom Könige, Gebräuche und Riten gaben, galt als Sage, man sah sie im Grunde mit den Augen der späteren Römer, die ihre alten, einst überlegenen Gegner besiegt und unterworfen hatten.

Und diese Einstellung römischer Geschichtsforschung übertrug sich auch auf die Kunst. Unter den zahllosen etruskischen Denkmälern wurde alles Gute herausgehoben und den griechischen Lehrmeistern zugewiesen. Nur das Minderwertige war gering genug, um als etruskisch zu gelten. Fand man eine kleine Bronzegruppe auf der Akropolis von Athen, die offenkundig zu einem der in Etrurien häufigen Stabdreifüße gehörte, so erkannte man darin nicht ein tyrrhenisches Erz, wie sie in Athen zur Zeit seiner höchsten Kunstblüte so beliebt waren, sondern konstruierte flugs eine ganze Gruppe ionischer Dreifüße, deren Ableger jene etruskischen seien. Tauchten in Sizilien ein paar Buccherobecher auf, so suchten wir sogar für diese so charakteristisch etruskische und wirklich nicht besonders künstlerische Keramik das Vorbild außer Landes. Bis in unser Jahr-

hundert hinein haben die meisten Archäologen die etruskische Kunst mit einer gewissen Gehässigkeit betrachtet, während sie dem weiteren kunstliebenden Publikum so gut wie unbekannt blieb.

Die Zeiten haben sich gewandelt. Die herodoteische Überlieferung von der kleinasiatischen, vielleicht lydischen Herkunft der Etrusker und ihrer Einwanderung zur See wird durch sorgsame und vorurteilslose archäologische Forschung immer klarer bestätigt. Diese Auffassung wagten vor fünfundzwanzig Jahren nur wenige etwas schüchtern vorzutragen; heute ist sie die einhellige Meinung fast aller berufenen Kenner; und damit kommen die Etrusker von selbst wieder zu Ehren. Sie bleiben ein rätselhafter, unarischer Stamm; aber sie gelten uns nun als ein Glied der kleinasiatischen Völkerfamilie, die so viel von den großen Kulturen Vorderasiens empfangen und den Griechen vermittelt hat, und deren Bedeutung für die Frühzeit von Hellas immer klarer hervortritt. Und ein Volk, das in der dunklen Wanderungszeit zwischen dem zwölften und elften Jahrhundert kühn den Weg über unbekannte Meere gesucht hat, bis es an der Westküste Mittelitaliens eine neue Heimat fand und sich dort in rascher Eroberung ein Reich schuf, darf wohl auf höhere Geltung Anspruch machen. Eine gerechte Schätzung der Etrusker hat sich immer stärker durchgesetzt, und so stehen wir auch der Eigenart ihrer Kunst, die trotz allen überragenden griechischen Einflüssen unzweifelhaft ist, heute mit einem neuen Verständnis gegenüber.

Aber noch mehr. Diese Kunst gewann in weiten Kreisen Bewunderer, gerade wo sie sich von der griechischen entfernte. Der besondere Charakter etruskischer Bildwerke machte tiefen Eindruck auf eine Generation, der das Exotische besonders kongenial ist; als expressionistische Vorläufer gelangten sie plötzlich zu ungeahntem Ruhm, und ein Moderner mag vieles, was früher als zu gut und deshalb „griechisch“ galt, jetzt den Etruskern absprechen, weil es zu langweilig klassisch, nicht gut etruskisch genug ist; wahrlich ein ergötzlicher Kreislauf.

## II

So gilt es nun, neue Wege zur Erkenntnis etruskischer Kunst zu suchen; dazu müssen wir in Raum und Zeit weiter ausholen, von der ägäischen Kultur des zweiten Jahrtausends v. Chr. den Ausgang nehmen.

Man kann Kleinasien einer gewaltigen Brücke vergleichen, über die im Laufe der Jahrtausende immer von neuem die Völkerzüge aus dem

Osten zum ägäischen Inselmeere und weiter nach Europa drängen. Nach 1500 v. Chr. beherrschen die Hethiter fast die ganze Halbinsel. Ihr Reich dehnt sich bis nach Syrien hin, die Archive ihrer Residenz Boghas-Köi, der wertvollste Schatz der deutschen Ausgrabungen in jener Felsenburg fünf Tagereisen östlich von Angora, haben uns auf tönernen Tafeln Kunde bewahrt vom diplomatischen Verkehr der Hethiterfürsten mit den Pharaonen Ägyptens, aber auch mit den Königen der Achaier, deren Namen trotz fremdländischer Verkleidung uns wohlbekannt klingen: Ahhijava-Achaia, Ant(a)ravas-Andreas, Tavag(a)lavas-Eteokles. Gestalten hellenischer Heldensage erstehen neu aus diesen Urkunden.

Das war die Zeit als die minoische Kultur Kretas, nach rascher glanzvoller Entfaltung in der ersten Hälfte des Jahrtausends und bis über seine Mitte hinaus, durch feindliche Einfälle geknickt wurde und dann allmählich verdorrte und abstarb wie eine farbenprächtige fremdartige Blüte, der auf europäischem Boden kein Fortleben beschieden war. Aber ihr künstlerisches Erbe übernahmen die starken, kriegs- und jagdfrohen Herren der festländisch-griechischen Burgen. Träger der „mykenischen“ Kultur, Ahnen der späteren Hellenen, hatten sie an Stelle der besiegten Kreter den bestimmenden Einfluß im ägäischen Meer an sich gerissen. Sie mögen wie zum Hethiterreich, so auch zu Ägypten die Beziehungen übernommen haben, die seit Jahrhunderten die Könige von Knossos gepflegt hatten.

Auch nach Westen fuhren ihre Schiffe. Mykenische Vasen und Figürchen sind aus Gräbern der Sikeler auf Sizilien, aus einer eingeborenen Siedlung am Strande von Tarent aufgetaucht, Zeugen von Handelsverkehr, vielleicht von mykenischen Faktoreien, nicht von frühesten griechischen Kolonien: dazu sind die Funde zu spärlich, und vor allem fehlen mykenische Ortschaften oder Gräber, wenn auch die kleinen Felskammern der Sikeler in ihrer Form bisweilen an mykenische erinnern. Jedesfalls aber bleiben Verbindungen zwischen der griechischen und der späteren großgriechischen Welt bestehen, bis zur Wende des dreizehnten und zwölften Jahrhunderts, derselben Zeit, in die hellenische Überlieferung die Zerstörung Trojas setzt.

Es ist in Wahrheit eine Zeitenwende gewesen. Überall garte es, die Großreiche Ägyptens und Asiens zerbrachen, und in dem friedlosen Kleinasien, in der ägäischen Inselwelt war Unruhe und drängende Bewegung. Die Hethiter waren auf der großen Halbinsel wohl Beherrscher, aber nie die einzigen Träger der Kultur gewesen. Schon vor die Mitte des zweiten

Jahrtausends fällt jener tönerner Diskus mit einer fremden, aus Stempeln, wie in einer Vorahnung des Buchdrucks eingepreßten Bilderschrift, der im Palaste von Phaistos auf Kreta neben minoischen Dokumenten lag, als einsamer Zeuge einer wohl kleinasiatischen, gewiß hoch entwickelten Kultur, von der wir sonst keine Kunde haben. Sie wird nicht die einzige sein, die in den Kämpfen und Wanderungen jener Jahrhunderte versank. Wir finden den Widerhall dieser friedlosen Periode in den ägyptischen Urkunden, die von dem Ansturm der Völker des Nordmeeres und ihren Niederlagen berichten.

Hier tauchen auch zum ersten Male die Turscha auf, in deren Namen offenbar dieselbe Wurzel steckt wie in dem griechischen der Tyrsener oder Tyrrhener und wohl auch dem lateinischen der Etrusker. In dem großen Verbände der Inselvölker spielen sie keine geringe Rolle: in der Deltaschlacht gegen König Merneptah verlieren sie an Toten und Gefangenen 750 Mann. Das war um das Jahr 1215, nicht lange vor dem griechischen Ansatz von Trojas Fall und der Flucht des Aneas nach Italien, die wie ein Nachhall aus jener gärenden Völkerwanderung anmutet, als die ganze Ägäis in Aufruhr war und die Völker hin und wider wogten, bald ganze Stämme mit Weib und Kind, Wagen und Vieh, wie die Philister auf ägyptischen Reliefs erscheinen, bald bloße Volkssplitter oder kleine Scharen kühner Reisläufer und Seeräuber.

Auch die Tyrsener hat diese Schicksalswende aufgescheucht aus alten Sitzen im nordwestlichen Kleinasien, in Lydien, an der ägäischen Küste, auf den vorgelagerten Inseln. Die griechische Überlieferung weiß von ihrer Anwesenheit dort, und sogar in Athen; sie wird bestätigt durch Funde auf Lemnos, eine Grabstele mit Inschriften in einer unbekanntenen, dem Etruskischen verwandten Sprache und merkwürdige Terrakotten. Freilich ist dies alles mehr als ein halbes Jahrtausend jünger als der Zug der Turscha und ihrer Bundesgenossen gegen Ägypten. Doch wirkt die Verwandtschaft von Sprache und Stil nur um so eindringlicher, wenn sie zwei seit Jahrhunderten durch weite Meere getrennte Glieder eines Stammes, wie die lemnischen Tyrsener und die Etrusker in Italien, verbindet. Und dasselbe gilt von den Gleichungen in Schrift, Sprache und Kunst, die neuerdings in wachsender Zahl zwischen Lydern und Etruskern nachgewiesen werden.

Auf welchen Wegen sind die Tyrsener nach dem fernen Westen gezogen, wie lange hat die Fahrt gedauert? Wir können auf diese Fragen

keine genaue Antwort geben, wir kennen weder die Gliederung des Volkes noch die Etappen ihres Weges. Nur soviel ist gewiß, daß sie an der Westküste Mittelitaliens gelandet, nicht vom Adriatischen Meere her über die Apenninen oder von Süditalien zu Lande eingewandert sind. Dann aber ergibt sich zwanglos ein Weg, der von der nördlichen Ägäis über Kreta, den gewaltigen Riegel, der im Süden die Inselwelt gegen das offene Meer abschließt, westwärts um die Enden Griechenlands und Italiens herum und durch die Straße von Messina nach Norden führt. Wir werden uns diese wandernden Tyrsener nicht als geschlossenes Volk denken, sondern als einzelne größere oder kleinere Schwärme, die neben- und nacheinander die alte Heimat verlassen, ohne daß die Verbindung mit dieser ganz abzubrechen brauchte; kühne, sturm- und kampferprobte Seefahrer, die auf der Suche nach Beute und neuen Wohnsitzen bald hier bald dort rasten mochten auf der langen Reise. Von den weiten Fernen, denen sie zustrebten, war damals schon Kunde nach dem Osten des Mittelmeers gedrungen; mykenische und phönikische Händler mögen sie vermittelt, diese letzteren auch wohl berichtet haben, daß es an entlegenen westlichen Küsten reiche Metallschätze gebe.

Denn nichts ist bezeichnender als die Lage der ältesten Siedlungen der Etrusker auf italischem Boden. Sie müssen an Sizilien, an den reichen Gefilden Campaniens vorübergefahren sein, wo ihnen damals noch keine hellenischen Kolonien die Niederlassung verwehrten. Sie haben sich an der Tibermündung nicht festgesetzt — was Rom zum Heile gereichen sollte! —, wie sie ja niemals die Bedeutung der großen Wasserstraßen im Norden und Süden ihres neuen Reiches, Arno und Tiber, gewürdigt haben. Ihre ältesten und wichtigsten Städte legen sich um die beiden Gebirgszüge, die allein in Mittelitalien metallreich sind: die Tolfagruppe im Süden, und vor allem das große Erzgebirge im Norden, das von dem Erzberg Montieri (Mons aeris) über das Vorgebirge von Populonia (Piombino) sich ins Meer hinein bis nach Elba hinzieht. Gewiß ist es kein Zufall, daß die Etrusker gerade diese wenig fruchtbaren Landstriche zu ihrer neuen Heimat erwählt haben.

### III

Urkundlich, durch Inschriften, ist die Anwesenheit der Etrusker in Mittelitalien seit dem siebenten Jahrhundert oder dem Ende des achten bezeugt. Das einzige ganz sicher datierbare altetruskische Grab, in der

Nekropole von Tarquinii, beim heutigen Corneto, enthielt ein Fayencegefäß mit dem Namen des ägyptischen Königs Bokchoris (718—712 v. Chr.), das gewiß noch zu dessen Lebzeiten angefertigt worden ist, wenn auch Jahre, vielleicht sogar Jahrzehnte verstrichen sein mögen, ehe das kostbare fremdländische Prunkstück einem vornehmen Bürger von Tarquinii in die Gruft gelegt wurde.

Um wieviel früher die ersten Etruskerschwärme in Mittelitalien gelandet sind, läßt sich noch nicht genau sagen. Nur daß es sich nicht um einen geschlossen einwandernden größeren Volksstamm handelte, sondern um kleinere Gruppen, die sich nacheinander an verschiedenen Stellen der Küste festsetzten, das beweisen die Funde. In jener frühen Zeit saßen überall, am Meere und landeinwärts, italische Stämme einfacher Kultur, die aber die Bronze schon kannten und sogar selbst herzustellen wußten, auch bereits fremden Tand, vor allem bunte Glasperlen, wohl von phönizischen Händlern eintauschten. Sie verbrannten ihre Toten und bargen die Asche in rohen Tongefäßen oder in tönernen Hausurnen, Abbildern der schlichten Hütten, in denen die Lebenden wohnten. An einzelnen Stellen war ihre Kultur schon zu einer bescheidenen Blüte gelangt, vor allem im Tibertal und im Albanergebiet, wo sie sich bis weit ins siebente Jahrhundert hinein frei von etruskischen Einflüssen entwickeln konnte.

Wo sich dagegen die neuen Einwanderer festsetzten, da haben sie sich rasch mit der einheimischen Bevölkerung verschwägert, wie die Verwandtschaft ältester etruskischer und lateinischer Namen lehrt. Manche von diesen Abenteurerscharen landeten wohl ohne Frauen und holten sich Töchter des Landes. Es muß dabei nicht immer kriegerisch hergegangen sein; denn es fehlt durchaus an Befestigungen früher Zeit, die für Eroberer inmitten eines weiten, feindseligen Gebietes unerläßlich gewesen wären. Man denke bloß an die großartigen Kreuzfahrerburgen in Syrien. Was in Etrurien, wie auch in Latium, an Stadtmauern vorhanden ist, zeigt häufig, zum Beispiel in Cosa (Abb. 1) oder in den Albaner Bergen, eine scheinbar höchst altertümliche Bauweise, ist aber in Wahrheit um Jahrhunderte jünger als die Frühzeit etruskischer Herrschaft. Das deutet auf friedliches Einvernehmen zwischen der eingesessenen Bevölkerung und den Fremden, die durch ihre Erfahrung auf langer stürmischer Wanderschaft und ihre weit höhere Kultur von selbst zu einer adeligen Herrenkaste wurden. Von einer solchen zeugen die straffen und stolzen

Gestalten ältester etruskischer Grabstelen, die freilich erst ins siebente und sechste Jahrhundert fallen (Tafel 21).

An die Stelle der altitalischen Rundhütte trat nun für vornehme Bauten das rechteckige Haus. Doch müssen auch Fürsten und Götter sich lange mit Wohnungen bescheidenen Umfangs, aus vergänglichem Material — etwa Lehmziegeln und Fachwerk — begnügt haben. Denn wenn es auch



Abb. 1. Burgtor von Cosa.

in wahrhaft traurigem Maße an systematischen Ausgrabungen fehlt, müßten doch auf so früh verlassenen Ruinenstätten wie Vetulonia, Rusellae, Cosa, Vulci noch Reste großer Steinbauten zu sehen sein, wenn sie je bestanden hätten. Solche Ruinen verschwinden spurlos nur an stetig bewohnten Orten, wo sie späteren Geschlechtern als Steinbrüche dienen.

So sind wir für die Kunde des ältesten Etruriens ganz auf seine Gräber angewiesen. Und diese, in reicher Zahl erhalten, besitzen um so größere Bedeutung, weil die Etrusker offenbar dem Totenkult eine überragende Stelle einräumten. Darin unterschied sich ihre Religiosität stark von der italischen, und wir können, in Vetulonia vor allem, Gegensatz und

Ausgleich der beiden Anschauungen gut beobachten. Eine Zeitlang haben hier auch die Etrusker die alte Sitte der Verbrennung angenommen. Aber an die Stelle der altitalischen brunnenförmigen Gräber mit ärmlichen Beigaben setzen sie geräumigere rechteckige Gruben, in denen die Asche der Toten mit allem Prunk beigesetzt wird, wie er sinngemäß nur der Beisetzung entspricht.

## IV

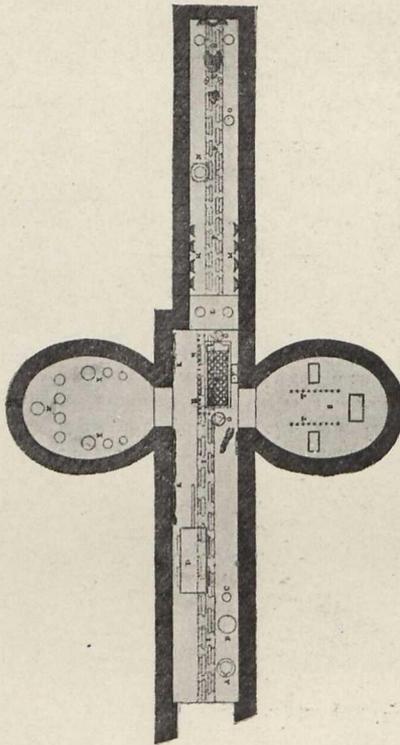


Abb. 2. Plan der Tomba Regolini Galassi.

Und gerade hier können wir auch die neue Auffassung des Grabes als Denkmal klar erkennen. Man umgab die Grube mit einem Ring von Steinen und schüttete darüber einen Erdhügel auf, den ein einfaches, steinernes Mal bekrönte. Sehr bald aber schienen auch die unzugänglichen Gruben für die Toten keine würdige Stätte mehr zu sein. So erbaute man Kammergräber aus sorgsam zugerichteten Blöcken, mit Tür und Zugang (Dromos), der durch den bedeckenden Erdhügel zur Gruft führte. Im Süden des Landes wählte man die langgestreckte rechteckige Form der Grabkammer. Solch eine tomba a corridoio, wie der volkstümliche moderne Name lautet, war auch das Cornetaner Grab mit der Vase des Königs Bokchoris. Es ist leider längst wieder zugeschüttet, ohne daß man Zeichnungen oder Photographien des wichtigen Denkmals hergestellt hätte.

Derselbe Typus, bloß reicher ausgestaltet, ist in der schätzerreichsten uns bekannten etruskischen Fürstengruft erhalten, der Tomba Regolini Galassi bei Caere (Abb. 2. 3). Der zweigeteilte lange Gang ist aus großen Tuffquadern aufgebaut, die nach oben Schicht über Schicht vorkragen und so ein spitzbogenartiges Gewölbe bilden. Dann wurde darüber ein hoher Erdhügel aufgeschüttet. Es war ein Familiengrab, das immer wieder benutzt worden ist. Zunächst hat man in den weichen Felsen zwei niedrige, ungefähr elliptische Seitenkammern getrieben, dann von außen

in den vergrößerten Hügel hinein rechteckige Kammergräber mit langem, schmalem Zugang. Die jüngsten von diesen enthalten schon attische Vasen des ausgehenden sechsten Jahrhunderts, während die ursprüngliche Gruft aus dem siebenten Jahrhundert stammt.



Abb. 3. Blick in das Grab Regolini Galassi.

Dies ist der charakteristische Grabtypus des südlichen Etruriens. Aus archaischer Zeit gehört ihm die wohl auch noch im siebenten Jahrhundert errichtete Fürstengruft auf dem Monte Aguzzo (Formello) bei Veii an (Abb. 4). Und nordwärts erstreckt sich sein Einfluß bis nach Cortona, wo die Grotta di Camuscia, eine Verdoppelung der alten Form, etwa in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts entstanden ist.

Im mittleren und nördlichen Etrurien herrscht dagegen die runde oder quadratische Kammer, über der sich die vorkragenden Blöcke zu einer falschen Kuppel wölben. Kreisrund mit einem kleinen Vorhof und schmalen Dromos ist eine solche Gruft von Casal Marittimo, der alten Hafenstadt von Volterra; sie steht jetzt, wie die eine Seitenkammer von Formello (Abb. 4), aus den ursprünglichen Steinen wieder aufgebaut im

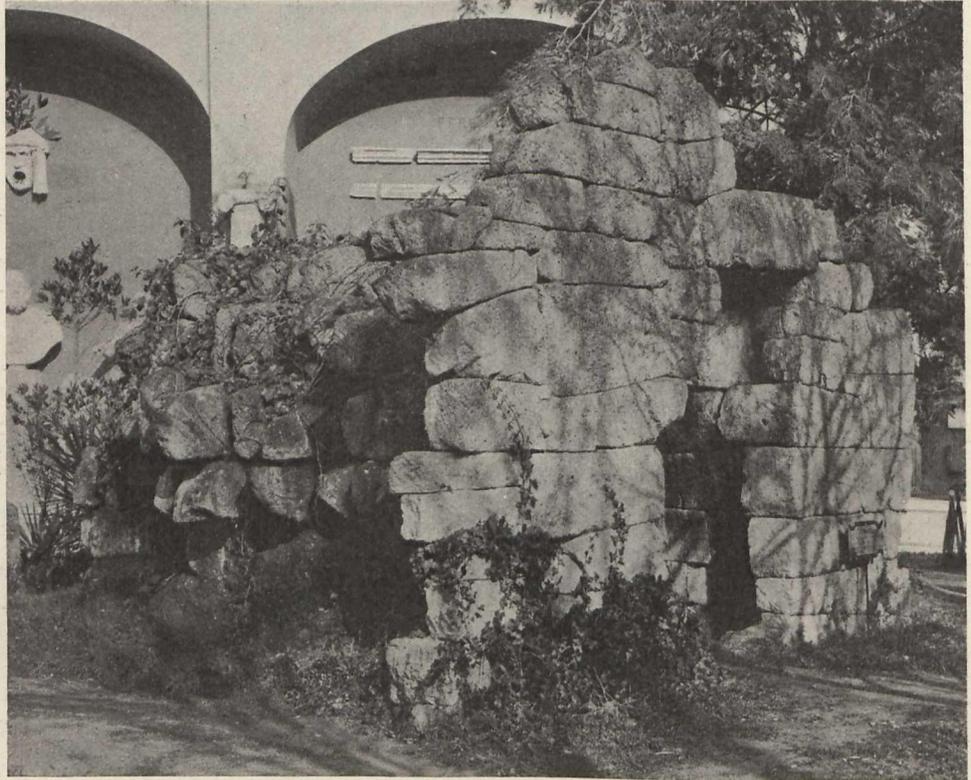


Abb. 4. Seitenkammer des Grabes von Monte Aguzzo (Formello).

Garten des Museo archeologico von Florenz, den Milani zu einem der reizvollsten und lehrreichsten Freilichtmuseen gestaltet hat (Tafel 22. 23). Das Wenige, was von ihrem Inhalt den Grabräubern entgangen ist, verweist sie in die Wende des siebenten und sechsten Jahrhunderts. Die sorgfältig zugehauenen kleinen Quadern der Wandungen haben durchaus nichts Primitives, sie zeugen von beträchtlicher Entwicklung. Der starke Pfeiler in der Mitte war bestimmt, die Last des darüber aufgeschütteten Erdhügels mit seinem steinernen Mal zu tragen. Ganz ähnlich, nur größer und sorgsamer gefügt, ist das merkwürdige Kuppelgrab von Quinto Fio-

rentino, das seit Jahrhunderten als Keller der Villa La Mula dient. Der im Volksmunde noch lebende Vers:

Fra Quinto, Sesto e Monferrato

Giace una mula d'oro sotterrata

bewahrt die Erinnerung an Schätze, die einst in dieser Gruft entdeckt wurden. Von einer ähnlichen jüngeren bei dem benachbarten Setti-

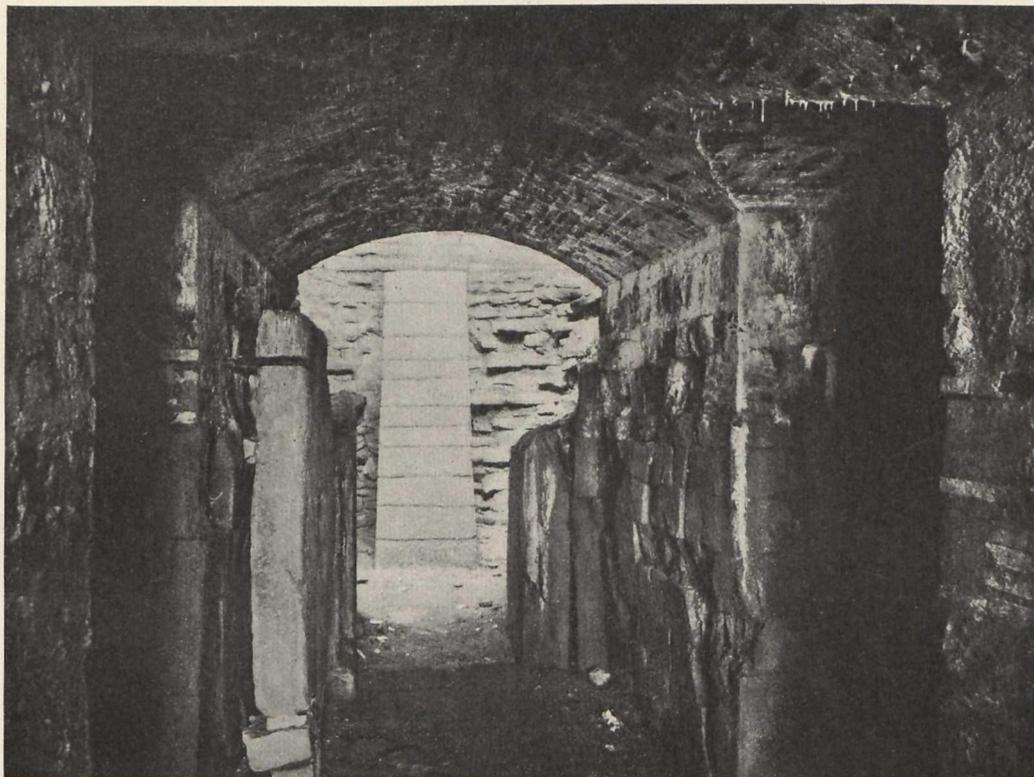


Abb. 5. Tumulo della Pietrera in Vetulonia (die Türwölbung modern ergänzt).

mello (ad septimum milliarium) stammt der reich verzierte Stein, der heute im Garten von Florenz das Grab von Casal Marittimo krönt (Tafel 24). So stark hier griechischer Einfluß fühlbar ist, sprechen doch diese in den Dienst des Denkmals gebändigten Löwen in ihrer starren Heraldik eine ebenso unhellenische Formensprache wie in der unheimlichen Intensität ihrer widernatürlich verrenkten und doch so ausdrucksvoll drohenden Köpfe.

Erinnern schon diese kreisrunden Gräfte ungesucht an die mykenischen Kuppelgräber, wenn diese auch weit prächtiger waren, so weisen die ent-

sprechenden Anlagen von Vetulonia nach Kreta: die spätminoischen Kuppelgräber waren zwar viel bescheidener als die des griechischen Festlandes, aber nur auf Kreta (und dann auch in Milet und einigen seiner Kolonien am Pontos) hat diese Grabform das Ende der minoisch-mykenischen Kultur überlebt. Und im östlichen Kreta finden wir quadratische Grundrisse, durch Zwickelbildungen in die runde Kuppel übergeleitet, eine eigenartige



Abb. 6. Kopf aus dem Tumulo della Pietrera.

Bauweise, die sonst nur im etruskischen Erzgebirge erscheint. Ja, wir können durch einen besonderen Glücksfall gewissermaßen mit erleben, wie die erste solche Gruft in Vetulonia entstand. Unter dem Tumulo della Pietrera — ein ominöser Name, er kündigt, daß der Hügel lange Zeit als Steinbruch diente — liegt ein ganz sonderbarer Doppelbau. Zuerst wurde aus dem Stein der heimischen Berge (sasso vivo) eine quadratische Grabkammer mit Kuppelwölbung, Mittelpfeiler, Vorhalle, Seitenkammern und Dromos errichtet, eine fürstliche Ruhestätte, dadurch noch prächtiger ausgestattet, daß die Toten auf steinernen, reich verzierten Betten ausgestreckt lagen, unter der Hut merkwürdiger, fast lebensgroßer Göttinnen

aus gelbbraunem Kalkstein (Abb. 5. 6). Man hatte offenbar noch nicht erprobt, daß der *sasso vivo* zwar an der Luft hart und trocken bleibt, unter der Erde aber Feuchtigkeit aufsaugt und brüchig wird. So ist diese stolze Gruft sehr bald eingestürzt. Man füllte ihre Trümmer mit den Blöcken der Wölbung auf und errichtete darüber einen Neubau ganz gleicher Gestalt, aber aus einem widerstandsfähigeren grauen Kalkstein



Abb. 7. Tumulo del Diavolino, im Museum von Florenz.

(*sassofortino*), dessen Blöcke man mit unendlicher Mühe weither bringen mußte.

Auch die übrigen nicht sehr zahlreichen Kuppelgräber von Vetulonia sind dann alle aus diesem Stein erbaut worden. Eines, der Tumulo del Diavolino, ist ebenfalls im Museumsgarten von Florenz wieder erstanden (Abb. 7). Gegenüber dem Grabe von Casal Marittimo erscheinen seine Blöcke, vor allem die Deckplatten des Dromos und die Zwickelsteine der Kuppel, altertümlicher und ungeschlachter. Und tatsächlich sind die Gräfte von Vetulonia wohl zum großen Teil älter, vor allem der Tumulo

della Pietrera selbst, denn in dessen Erde sind nachträglich etwas jüngere Gräfte gegraben worden, einfache Gruben mit Leichen, die neben anderen Beigaben kleine protokorinthische Salbgefäße des ausgehenden siebenten Jahrhunderts enthielten. Die ursprüngliche Grabkammer mit ihren Toten-



Abb. 8. Grab von Castellina in Chianti.

betten und Statuen ist naturgemäß älter, vielleicht um ein paar Generationen. Diese merkwürdigen frühesten etruskischen Skulpturen zeigen denn auch noch gar keinen griechischen Einfluß, weder im Stil noch in Gewandung und Haartracht. Die Spirallocken, die ihre Köpfe umrahmen, finden aber wiederum Gegenstücke auf kleinasiatischem Gebiet in einer merkwürdigen Vase von Phokaia und Elfenbeinarbeiten, die bis nach As-

syrien führen. Das wird ebensowenig Zufall sein, wie daß hier an der mittelitalischen Küste die frühesten großen Statuen Europas erscheinen, denn in Griechenland hat es damals um die Mitte des siebenten Jahrhunderts noch kaum etwas Ähnliches gegeben.

Wenn aber die Eigenart dieser Grabanlagen, die auch an der Küste bei Populonia, der wichtigsten Hafenstadt des Erzgebietes, und ostwärts in einem versprengten Beispiel bei Castellina im Chianti-Tal, zwischen Siena und Florenz, vorkommen (Abb. 8), nur auf Kreta ihr Gegenstück findet, so drängt sich die Vermutung auf, ein Clan der Etrusker möchte auf seinen Wanderungen die große Insel im Süden des Ägäischen Meeres berührt und hier vielleicht eine Zeitlang Aufenthalt genommen haben, genau wie mehr als zwei Jahrtausende später die aus Rhodos vertriebenen Johanniter auf ihrem Wege nach Malta in Kreta rasteten. Gerade dieser Vergleich zeigt, wie klein wir uns einzelne Scharen der etruskischen Eroberer vorstellen dürfen und wie eine Handvoll tapferer Männer ein beträchtliches Gebiet einnehmen und beherrschen kann.

Die nordetruskischen Kuppelgräber treten nur in verhältnismäßig wenigen Beispielen auf. Eine zeitlich und räumlich ausgedehnte Entwicklung ist ihnen nicht beschieden gewesen. In Griechenland waren sie im siebenten Jahrhundert schon seit mehr als zehn Generationen aufgegeben und vergessen. Es ist nie genügend betont worden, wie einfach die echt hellenischen Grabanlagen während der ganzen ersten Hälfte des ersten Jahrtausends waren. Die in Etrurien wie in Kleinasien so auffallend hervortretende Vorliebe für prunkvolle Gräfte galt den Griechen gewiß als barbarisch, als ein Mißverhältnis in der Schätzung der Lebenden und Toten. Nichts ist bezeichnender für ein Volk als sein Verhältnis zu Leben und Tod. Und daß hierin die Etrusker mit den Bewohnern Kleinasiens übereinstimmen, bildet eine wertvolle Bestätigung der Tradition von ihrer lydischen Herkunft.

## V

Die besonderen Formen etruskischer Kuppelgräber bieten ein interessantes Beispiel dafür, wie lange bei einem unstedt wandernden Volke frühe Traditionen nachleben können. Denn wenn man gelegentlich versucht hat, diese merkwürdigen Gräfte aus der italischen Rundhütte abzuleiten, so heißt das Wesen und Werden architektonischer Formen arg verkennen. Gewiß sind an manchen — nicht sehr zahlreichen — Punkten von Mittel-

italien, unter andern gerade auch in Vetulonia, merkwürdige tönernerne Hausurnen in voretruskischen Brandgräbern gefunden worden. Gewiß stellen diese mit mehr oder minder großer Treue die Behausungen der Leute dar, deren Asche sie bargen, und ebenso unzweifelhaft hat es in der toskanischen Maremma zur Etruskerzeit wie noch in unseren Tagen ähnliche, zum Teil ganz umfangreiche Behausungen aus Gezweig und Stroh gegeben. Aber es geht doch nicht an, in ihnen Vorbilder der Kuppelgräber zu sehen, nicht blos, weil alles, was wir von etruskischen Häusern wissen, auf rechteckige Grundrisse weist — genau wie im minoisch-mykenischen Kulturkreise neben den runden Kuppelgräbern ausschließlich rechteckige Häuser stehen —, sondern vor allem, weil so imponierende steinerne Grabanlagen schlechterdings nicht aus den Hütten bescheidener Hirten und Bauern entstehen können.

Der Vorgang ist ein ganz anderer, historisch und künstlerisch sehr viel interessanter. Seit sehr früher Zeit ist die Vorliebe für solche mehr oder minder megalithische Grabbauten rings um die Küste des Mittelmeeres nachweisbar; von Kleinasien über Nordafrika bis nach Spanien und den Balearen. Aber wie sie in Griechenland in nachmykenischer Zeit verschwinden, so sind sie in Italien vor der etruskischen Einwanderung so gut wie unbekannt. Die Nuraghen von Sardinien, die Sesi von Pantellaria, die merkwürdigen Steinbauten von Malta sind zwar der italischen Halbinsel unmittelbar nahegerückte Beispiele jener monumentalen Baugesinnung früher Vorzeit; aber abgesehen von den viel bescheideneren truddhi, den Rundhütten Apuliens, ist die megalithische Bauweise auf die Halbinsel selbst nicht vorgedrungen. Sie ist den echten Italikern offenbar ebenso wesensfremd wie den eigentlichen Hellenen. Und wenn wir sie schon so frühe bei den Etruskern antreffen, ist das nur ein erneuter Beweis dafür, daß deren älteste Beziehungen nicht nach Griechenland, sondern in die ferne östliche Heimat ihres Stammes führen.

Das können wir auch weiter noch klar verfolgen. Das älteste mit Fresken geschmückte etruskische Grab, die Grotta Campana in Veii, wahrt in seiner Anlage die alte Form südetruskischer Kammergräber, nur daß diese jetzt in den Felsen gehauen werden, wie das ja auch in Kleinasien so viel geschah — in Griechenland und Italien nur selten und spät. Die flügellosen Sphingen, die den Eingang der Grotta Campana bewachen, zeigen orientalischen, ungriechischen Stil; nicht minder die sonderbaren Malereien der Wände. Und wenn auch die in diesem Grabe gefundenen

korinthischen Gefäße lehren, daß zu Anfang des sechsten Jahrhunderts bereits ein starker Zustrom hellenischer Keramik eingedrungen war, so hat sich dieser doch weder in der Architektur noch in Plastik und Malerei Bahn gebrochen. Die frühesten Zeichen solchen Einflusses sind wohl die nordetruskischen Stelen und vor allem das steinerne Totenbett der Grotta di Camuscia von Cortona, auf dem Klagefrauen in flachem Relief hellenische Darstellungen unbeholfen nachbilden. Auch hier ist die Datierung in die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts durch Kleinfunde gesichert.

In der großen Malerei setzt sich das Griechische erst etwas später durch. Es muß eine ganze Anzahl von Kammergräbern gegeben haben, deren Wände mit großen, bunt gemalten Raubtieren und Fabelwesen geschmückt waren. Bei Chiusi, Magliano, Cosa sind vor Jahrzehnten solche Gräfte geöffnet und leider längst wieder zugeschüttet worden. Nur dürftige Fundberichte geben uns Kunde von jenen alten Malereien. Publikationen fehlen sogar für das einzige jetzt noch zugängliche Grab dieser Art, die Tomba dei Leoni bei Cervetri (Caere). Aber dieses ist für uns von ganz besonderem Wert. Denn es liegt in einem der großen Tumuli, die sich nördlich der Stadt zu der gewaltigsten und eindrucksvollsten Nekropole Europas vereinigen.

Wie alle südetruskischen Städte lag auch das alte Caere auf einer natürlichen Felsenburg, am Zusammenfluß zweier Bäche, die aus dem weichen Tuffstein tiefe Talschluchten gefressen haben und natürliche Festungsgräben bilden. Gegenüber liegt die Nekropole wie eine Festung der Toten. Nicht die ältesten Gräfte sind hier zu finden, die Tomba Regolini Galassi liegt weitab nach Südosten. Im sechsten Jahrhundert ist man daran gegangen, aus dem weichen Gestein selbst die Hügel der Toten zu schaffen. Statt einfacher Erdaufschüttungen mit steinernen Ringen wird in Caere die Stützmauer und der größere Teil des Tumulus selbst aus dem lebendigen Tuff gehauen, nur das Fehlende in Erde ergänzt. Und so ragten in alter Zeit hier Dutzende dieser merkwürdigen Felsenhügel zu beiden Seiten einer Gräberstraße empor (Abb. 9, Tafel 25 u. 26). Ganz schmale Gänge führen in die Tumuli hinein zu den mannigfaltig gestalteten Grabkammern, von denen gleich die Rede sein soll.

Zuvor aber muß auf die künstlerische Bedeutung und die Eigenart dieses steinernen Hügelgeländes besonders nachdrücklich hingewiesen werden. Wir kannten es vor den letzten Ausgrabungen des Architekten



der größten Grabhügel, das alles stellt eine ungeheure Steigerung gegenüber den engeren Verhältnissen von Caere dar. Dennoch wird keiner, der beide Stätten und Landschaften kennt, sich ihrer erstaunlichen inneren Verwandtschaft entziehen können. Und diese Verwandtschaft ist ein Werk von Menschenhand. Die lydischen Grabhügel sind einfache Auf-

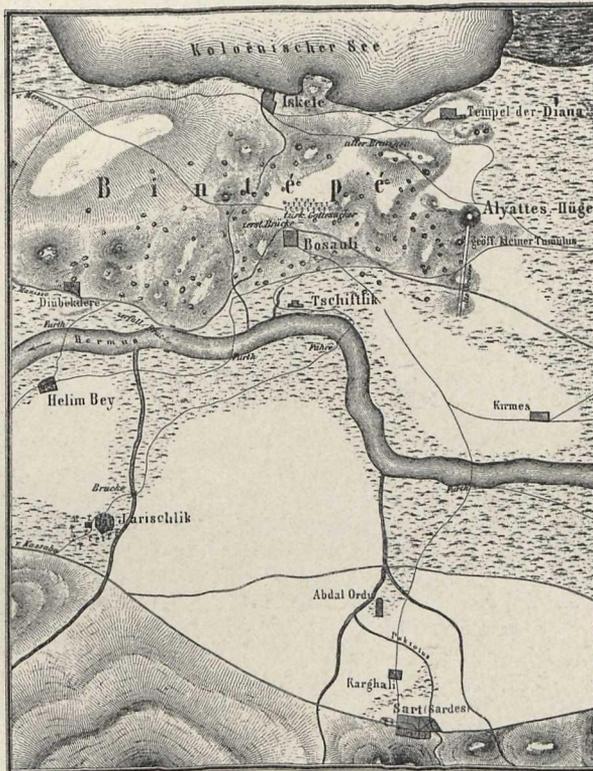


Abb. 10. Plan von Bin tepe nach Olfers.

schüttungen. Solche Tumuli sind auch an andern Orten überaus häufig, in Makedonien und Thrakien, in Südrußland: niemals aber hat man die monumentale, in hohem Maße künstlerische Wirkung solcher Gruppen von ragenden Hügeln so klar erkannt, so bewußt zur majestätischen Gestaltung einer Totenstadt verwandt wie in Sardes — und dann wieder in Caere; nur daß man hier das weiche Gestein selbst an Stelle der Erdaufschüttung setzte.

Eine solche Übereinstimmung kann unmöglich Zufall sein. Es ist nicht erweisbar, daß die Bewohner von Caere im sechsten Jahrhundert in

unmittelbaren Beziehungen zu Sardes gestanden haben. Die lydischen Väschen mit der weithin beliebten Salbe Bakkaris wurden freilich damals in nicht ganz geringer Zahl auch nach Etrurien gebracht. Aber dabei

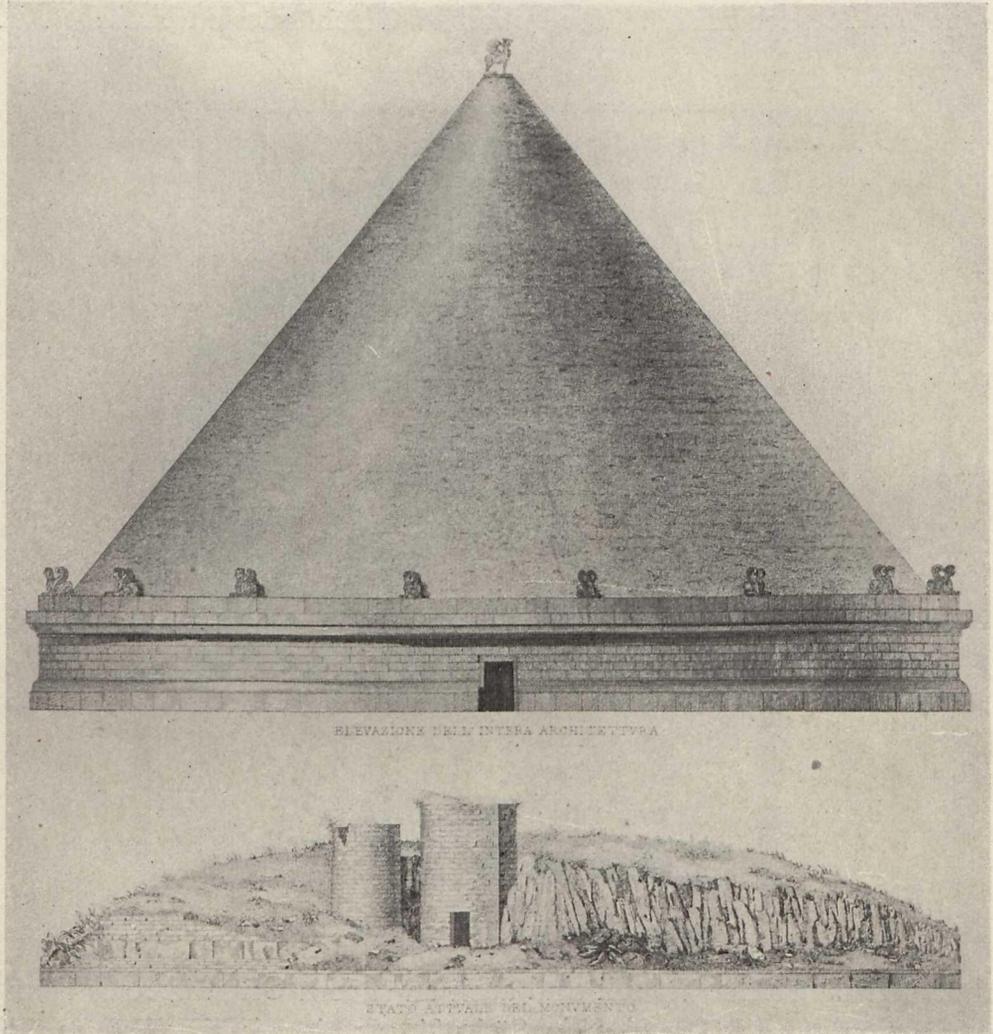


Abb. 11. Cuccumella von Vulci.

können die Griechen der kleinasiatischen Küste sehr wohl die Mittler gewesen sein. Eher möchte ich glauben, daß alte Stammesverwandtschaft an der tyrrhenischen Küste in ähnlicher Weise künstlerischen Ausdruck gefunden hat wie an den Ufern des Hermos. Und ebensowenig wird es Zufall sein, daß die steinernen Male auf dem Grabhügel des Königs Alyattes

von Lydien, die schon Herodot beschreibt, eine unverkennbare Ähnlichkeit mit solchen aus Vetulonia zeigen; das Entscheidende ist hier nicht formale Gleichheit, sondern vollkommene Analogie in Art und Sinn der Verwendung.



Abb. 12. Kentaur, Grabstatue aus Vulci.

Auch darin hat dann griechische Kunst auf Etrurien befruchtend gewirkt. Die einfachen Mäler wurden im Laufe des sechsten Jahrhunderts durch reich verzierte Aufsätze wie den oben erwähnten von Settimello ersetzt; zum Teil waren es umfangreichere Werke der Skulptur. Der größte aller etruskischen Tumuli, die leider noch immer nicht erforschte

Cuccumella von Vulci, enthält im Innern der Erdaufschüttung turmartige Pfeiler, die nicht anders erklärt werden können denn als Postamente für Grabstatuen (Abb. 11). Und zu den ältesten und merkwürdigsten Werken archaisch etruskischer Plastik gehören zwei vor kurzem in derselben Nekro-



Abb. 13. Jüngling auf Seepferd, Grabstatue aus Vulci.

pole gefundene Grabstatuen, ein Kentaur und ein auf einem Seepferd reitender Jüngling, die eindringlich das gleichzeitige Wirken dorischer und ionischer Einflüsse auf die empfänglichen etruskischen Künstler dar- tun (Tafel 27, Abb. 12. 13). Aber diese Einflüsse sind rein formal stilistischer Natur. Sie berühren die Baugesinnung der Etrusker in keiner Weise.

Die Grabkammer des Königs Alyattes muß den frühetruskischen, etwa der von Formello, nicht ganz unähnlich sehen; sie ist leider jetzt

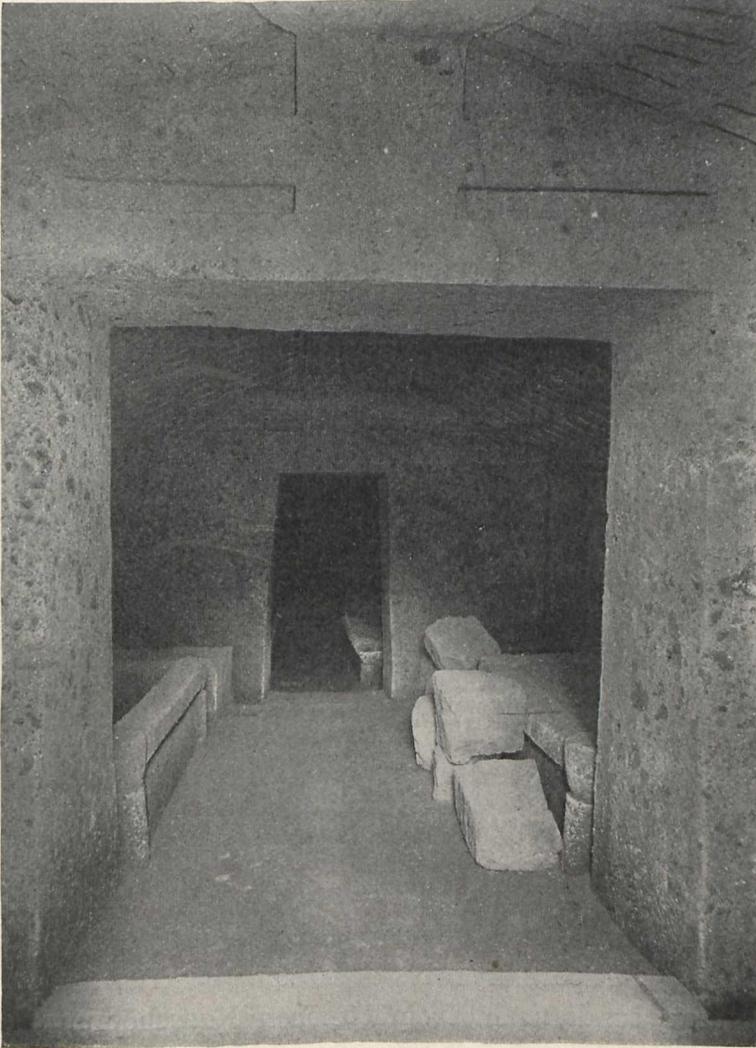


Abb. 14. Grabkammer von Caere.

unzugänglich, und der einzige veröffentlichte Plan gibt zu einigen Bedenken Anlaß. Die Caeretaner Tumuli enthalten in den weichen Felsen getriebene Kammern etwas anderer Art. Sie sind nicht bloß weiträumiger geworden, sie zeigen auch in ihrer ganzen Anlage offenkundig den Einfluß zeitgenössischer Häuser (Abb. 14) und eröffnen die Reihe solcher Grüfte, die bis in die Spätzeit von Etrurien führt. Aber

so stark man immer wieder die Nachahmung der Wohnungen der Lebenden empfindet, ist es doch schwer, daraus einen Grundtypus abzuleiten, wie etwa für das hellenistische oder römische Haus. Es wird in Etrurien ebenso gewesen sein wie in archaischer Zeit in Griechenland. Den Wünschen des Einzelnen war weiter Spielraum geboten. Wenn man die Grundrisse etruskischer Gräber vergleicht, so tritt während des ganzen sechsten und fünften Jahrhunderts als geläufigste Planform ein Hauptraum hervor, in dessen Hinterwand Türen in zwei kleinere Gelasse führen. Seitlich und hinten können sich weitere Kammern anschließen. War dieser Hauptraum im Hause der Lebenden ein Saal oder ein Atrium mit einer Öffnung im Dach, um das sich die Zimmer gruppierten? Die Frage läßt sich nicht sicher entscheiden, auch nicht durch den Vergleich mit kleinasiatischen Anlagen, da uns in beiden Fällen Hausgrundrisse aus früher Zeit fehlen. Indessen neige ich für Etrurien in den meisten Fällen zu der Annahme eines Atriums.

## VI

Man könnte denken, daß die Nekropole von Orvieto uns nähere Aufschlüsse über die Gestalt des etruskischen Hauses vermitteln müßte. Hier sind die Gräber des sechsten und fünften Jahrhunderts tatsächlich kleine, aus Blöcken geschichtete Häuschen, die mit gemeinsamer Front förmliche Straßenzüge und *insulae* bilden (Abb. 15). Die rechteckige Plangestaltung und das regelmäßige Straßennetz entsprechen durchaus dem Wenigen, was wir von etruskischen Privathäusern aus den Grabungen von Marzabotto, einem Städtchen des sechsten bis fünften Jahrhunderts an der Paßstraße zwischen Pistoja und Bologna, wissen. Hier wie dort hat man nicht den Eindruck jener allmählich, organisch aber unregelmäßig wachsenden Städte, wie sie in Griechenland bis zum Ende des fünften Jahrhunderts die Regel waren, sondern einer einheitlichen Neuschöpfung, deren Plan auf bewußter Ordnung und rationalem System beruht. Solche Stadtpläne hat es in Babylonien und Ägypten schon in uralter Zeit gegeben. Indessen haben diese auf die Etrusker des sechsten und fünften Jahrhunderts natürlich nicht eingewirkt, und von den Hellenen hätten sie damals noch nichts Derartiges lernen können.

Wiederum müssen wir die engen Grenzen unseres Wissens beklagen: von kleinasiatischen Stadtplänen aus archaischer Zeit haben wir keine Kunde, und in Etrurien haben E. Brizio und Graf Aria, der Besitzer von Marzabotto,

bisher allein das Verdienst, sich die entsagungsvolle Erforschung einer etruskischen Stadt zum Ziele gesetzt zu haben, anstatt wie die meisten ihrer Landsleute sich mit dem leichten und lohnenden Öffnen von Gräbern zu begnügen. Nur ein ganz kleines Stück des Stadtgebiets von Vetulonia ist freigelegt worden. Es zeigt eine viel größere Unregelmäßigkeit der Plangestaltung als die Nekropole von Orvieto, die in Etrurien bisher einzig



Abb. 15. Hausgräber von Orvieto.

dasteht. Aber ihre Gräberstraßen mit den Reihen steinerner Häuschen lehren uns doch nur wenig über die Wohnungen der Lebenden, so anregend sie auf die Phantasie wirken mögen. Denn die Fassaden und flachen Erd-dächer sind ganz schlicht gehalten, es fehlt ihnen die Gliederung und der Schmuck, welche wir den Wohnhäusern zuschreiben dürfen. Diese scheinen regelmäßig ein Giebeldach getragen zu haben. Auch die gewiß voraus-zusetzende reichere Ausgestaltung der Innenräume kommt in den Orvietaner Hausgräbern nicht zum Ausdruck, denn sie enthalten bloß eine einfache Kammer mit ein paar steinernen Totenbetten.

Ebenso wenig läßt sich für das altetruskische Wohnhaus aus den

Tempeln ableiten. Es gibt in Mittelitalien überhaupt keine Tempelreste, die vor die Mitte oder die zweite Hälfte, des sechsten Jahrhunderts, also vor die Zeit beherrschenden griechischen Einflusses fielen. Zwischen Etrurien und Latium bestand damals in der Baukunst kein namhafter Unterschied. Ein Tempel von Orvieto oder Veii glich einem von Lanuvium oder Falerii, sogar der Juppitertempel auf dem Capitol war nach etruskischen Plänen



Abb. 16. Grabfassaden von Castel d'Asso.

erbaut und von dem Vejenter Künstler Volca mit Tonfiguren geschmückt; wir dürfen sie uns ähnlich vorstellen wie die jüngst in Veii gefundene wunderbare Gruppe des Apollon, der seine Hindin gegen Herakles verteidigt. Fast alle diese älteren Tempel zeigen eine ungriechische Plangestaltung und waren offenbar ebenso wie die Wohnhäuser aus vergänglichem Material mit weitgehender Verwendung von Holz errichtet. Denn außer Fundamenten, die für steinerne Mauern zu schwach sind, besitzen wir nur den reichen Terrakottenschmuck des Daches, dieser aber steht vollständig unter griechischem Einfluß, unteritalische und sizilische Tempel

boten die Vorbilder dazu. Wenn man Bauten wie die von Conca oder des Faliskergebiets mit ihrer Fülle tönerner Dachfiguren unhellenisch überladen findet, so mag man sich daran erinnern, daß an dem alten Apollontempel von Thermon in Ätolien darin auch nicht wenig gesündigt worden ist. So ergibt sich die enttäuschende Erkenntnis, daß wir von dem etruskischen Wohn- und Gotteshaus vor der Mitte des sechsten Jahrhunderts eigentlich



Abb. 17. Grabfassade von Barbarano.

gar nichts wissen und nur die eine Tatsache erschließen können, daß es rechteckige Bauten waren.

In Kleinasien steht es nicht besser, wenn man vom zweiten Jahrtausend absieht, etwa von Troja und den gewaltigen Hethiterbauten, vor allem von Boghas-Köi, deren Einfluß sicherlich auch nach Westen und Süden reichte. Dagegen wirken die Tempelreste von Gordion, der Hauptstadt Phrygiens, sehr dürftig neben den mächtigen Grabhügeln ihrer Fürsten; und in Lydien ist an sakralen Bauwerken bisher nichts Älteres bekanntgeworden als ein paar Grabtempelchen in der Nekropole südwestlich von

Sardes, aus der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts; hier wie in Etrurien steht der früheste nachweisbare Tempelbau unter starkem hellenischem Einfluß, während wir von Früherem nichts wissen.

Dies alles muß zu erneuten Forschungen anspornen. Wie viele Überraschungen etruskische Ruinenstätten noch bieten können, hat kurz vor



Abb. 18. Grabfassaden von Norchia.

dem Kriege die Entdeckung eines gewaltigen, wie es scheint größtenteils unterirdischen Rundbaues aus großen ungefügten Blöcken auf der Akropolis von Veii gelehrt. Allerdings gibt er uns zunächst nur eine Reihe neuer Rätsel auf, da sein Alter und sein Zweck unerklärt bleiben. Ein Haus oder ein Tempel ist er nicht gewesen.

Ein letzter Weg scheint uns der Vorstellung vom etruskischen Hause näher zu bringen. Unmittelbar westlich von Viterbo beginnt eine Gruppe eng benachbarter eigenartiger Nekropolen, die sich südwärts an Vetralla vorüber bis in die Gegend von Bieda und Barbarano hinziehen. Sie gehören

zu kleinen Burgen, wie wir sie gewöhnlich in diesem Tuffgebiet am Zusammenfluß zweier Bäche finden. Die steil abfallenden Felswände diesen Burgen gegenüber zeigen in langer Reihe Hausfassaden in flachem Relief oder Scheintüren mit Andeutung des Gebälks darüber (Abb. 16. 17). Nur selten sind sie reicher ausgestaltet, in Norchia geradezu zu Tempelfronten rein griechischen Stiles mit Säulen, Gebälk und Giebelreliefs (Abb. 18), während die einfachen Türen ägyptisierende Profile haben. Die Gräber selbst liegen meist unterhalb der Scheintüren. Es sind enge finstere Kammern, durch ganz schmale Gänge erreichbar, schlichte Steinsarkophage stehen darin; die Beigaben weisen in spätere Zeit, etwa vom fünften bis zum dritten Jahrhundert.

Dem übrigen Etrurien sind solche Grabfassaden fremd. Es zeigt sich hier wieder, wie stark bis in späteste Zeit hinein die Stammesunterschiede innerhalb dieses merkwürdigen Volkes geblieben sind. Als Gegenstück braucht nur daran erinnert zu werden, daß im Gebiete von Volterra die in den weichen Felsen gehauenen Kammergräber, mit den späten kleinen Urnen aus Ton oder Alabaster, noch an die uralten Formen der Kuppelgräber mit mittlerem Pfeiler erinnern, die in archaischer Zeit dieser Gegend eigentümlich, aber schon seit drei oder vier Jahrhunderten außer Gebrauch gekommen waren. Bei den Scheinfassaden des Gebietes von Viterbo gedenkt man sofort der ähnlichen, nur sehr viel großartigeren Denkmäler des westlichen Kleinasien, von Paphlagonien bis nach Lykien hinab. Freilich sind diese, wenigstens in ihren wichtigsten und gewaltigsten Vertretern, um Jahrhunderte älter als die entsprechenden etruskischen. Aber zufällig kann die Verwandtschaft doch nicht sein. Dazu ist diese Kunstform zu eigenartig. Andererseits wird man kaum eine direkte Ableitung annehmen, so leicht es an sich möglich wäre, daß im fünften oder vierten Jahrhundert Etrusker nach Kleinasien gelangt und dort künstlerische Anregungen empfangen hätten. Denn in den Einzelformen lehnen sich die etruskischen Grabfassaden keineswegs an die kleinasiatischen an. Das Merkwürdigste aber ist das völlige Fehlen archaischer Denkmäler dieser Art im Gebiete von Viterbo. Freilich ist dieses noch recht ungenügend bekannt. Und die Ergebnisse der ersten wissenschaftlichen Erforschung einer solchen Nekropole, wie sie Herbert Koch, Ernst von Mercklin und Carl Weickert in Bieda durchgeführt haben, lehren uns, wie dringend solche Forschungen gerade hier nottun. Vorläufig können wir nur auf jene Analogien hinweisen, die doch wieder ein neues und bedeut-

sames Zeichen der Stammesverwandtschaft zwischen Etruskern und Kleinasiaten abgeben.

Denn nichts ist bezeichnender für eine Rasse als das Verhältnis zu seinen Toten und ihrem Kult. Hier strömt ein Quell aus den tiefsten Wurzeln des Volkstums und fließt in stetigem Lauf, wenn auch bisweilen durch fremde Zuflüsse abgelenkt, durch die Jahrhunderte, bis die Götter sterben und neue Religionen auch den Seelen- und Jenseitsglauben wandeln. Den großen semitischen Reichen ist ebenso wie den Hethitern ein weitgehender Kult der Toten und eine künstlerische Ausgestaltung der Gräber fremd gewesen. Arische Elemente scheinen in Vorderasien die Träger einer anderen Einstellung zu sein, Perser und Phryger in Asien, in Griechenland die mykenische Kultur, die man jetzt als früheste Phase des Hellenentums ansehen darf, im Gegensatz zu der minoischen auf Kreta, die sich immer mehr als unarisch, uneuropäisch erweist. Was wir von mykenischer Religion wissen oder ahnen, ist ungemein spärlich. Tempel und sogar bescheidene Kapellen fehlen. Die einzigen offenkundigen Stätten des Kultes sind die fürstlichen Grüfte, der Plattenring über den alten Schachtgräbern von Mykenai und die gewaltigen Kuppelgräber, deren haushohe Portale sich gewiß nicht bloß den Leichenzügen öffneten; diese herrlichen Kuppelräume waren für feierliche Kulthandlungen wie geschaffen; die Toten ruhten unter ihrem Boden oder in einer Nebenkammer.

Ob ferne Vorfahren der Etrusker solche heiligen Handlungen mit angesehen haben? Nach der besten Überlieferung haben ja Tyrsener nicht nur in Kleinasien und auf den vorgelagerten Inseln, vor allem auf Lemnos gesessen, sondern auch in Attika selbst. Aber hier verliert sich jede Spur im Dunkel schriftloser Zeiten. Nur das können wir sagen: von den Hellenen historischer Epochen haben die Etrusker, sei es in ihren alten Sitzen, sei es in Italien, keine Anregung für Totenkult und Grabbau mehr empfangen, denn jenen mußten die gewaltigen Kuppelgräber als Denkmäler der Hybris vergangener Tyrannengeschlechter erscheinen, wenn sie sie überhaupt als Grüfte erkannten. Es ist bezeichnend, daß diese wunderbaren Bauten im späten Altertum den Reisenden als Schatzhäuser des Atreus und seines Geschlechts, nicht als Gräber gezeigt wurden. Und wenn die Etrusker auf ihrer Wanderung in Kreta die Anregung zu ihren Kuppelgräbern empfangen haben, so sind die Mittler dort nicht Hellenen, sondern ein ebensowenig indogermanisches Volk gewesen wie die Etrusker selbst.

So ist das Wenige, was wir von der frühen Baukunst dieses rätselhaften Volkes wissen, immerhin wichtig als Beweis eines eigenen Willens und einer klaren Baugesinnung, wenigstens im Sepulkralen, die, durchaus unabhängig von zeitgenössisch Hellenischem, im fernen Osten zu wurzeln scheint. Der alte Dennis, dessen begeistertes Buch über die Städte und Friedhöfe Etruriens noch seinen Rang behauptet, hat mit Recht an die Spitze den italienischen Spruch gestellt: *Parlan le tombe quando la storia è muta.*